

Leseprobe

TILL MARTIN



DIE
PHÖNIX
INITIATIVE

DAS SYMBOL
DER ZEIT



BAND 3 DES ZEITREISEABENTEUERS

TILL MARTIN

Die Phönix Initiative

Das Symbol der Zeit

(Band 3 des Zeitreiseabenteuers)

Roman



Leseprobe – Die Phönix Initiative –
Das Symbol der Zeit (Band 3)
Manuskriptauszug

Copyright © Till Martin
ISBN: 9798378269969
(Taschenbuch)

Alle Rechte vorbehalten.
Die kommerzielle Vervielfältigung
dieser Leseprobe ist nicht gestattet.
Covergestaltung: Laura Newman -
design.lauranewman.de
Kitzschner, Februar 2023

Zusammenfassung

Selbst Diana muss gelegentlich ihre KI Cassandra um eine Zusammenfassung ihrer bisherigen Erlebnisse bitten. Denn seit ihrem Sprung durch die Zeit ist viel passiert. Angefangen hatte alles damit, dass sie ein Mitglied der Phönix Initiative wurde. Damals trug sie noch ihren Geburtsnamen (Mia Steinhardt) und lernte auf der Akademie der Initiative alles, was es über das Leben im alten Rom zu wissen gab. Neben alten Sprachen, antiken Sitten und religiösen Bräuchen übte sie sich im Kämpfen, Schwimmen und Reiten. Schließlich wollte sie eine der Auserwählten sein, die als Göttin verkleidet in der Zeit zurückreisen sollte, um so die Erde vor einem Asteroideneinschlag zu retten. Hunderttausende Menschen arbeiteten damals gemeinsam an der Entwicklung der Zeitmaschine und allen notwendigen Hilfsmitteln, die die Zeitreisenden brauchen würden.

»Du, Cas, wie hießen gleich nochmal die verrückten Spinner, die das Ende der Welt befürwortet haben?« Diana fuhr mit den Fingern über eine Vase, auf der verschlungene griechische Buchstaben abgebildet waren. In ihrer Zusammenstellung sahen sie aus wie eine Schlange, die sich in den Schwanz biss.

»Du meinst Opus Ultimum«, antwortete die KI. Diana nickte. »Danke, Cas. Ohne dich würde ich glatt vergessen, warum ich hier bin.« Diana schmunzelte und sah hinaus in die Abenddämmerung.

»Zur Auffrischung deiner Erinnerung: Ein Asteroid von der Größe eines Mondes bedroht den Planeten, denn im Jahr 2134 wird er unweigerlich die Erde treffen. Die Menschen in der Zukunft haben nicht die notwendige Technologie, um

diesen Giganten aufzuhalten. Nur wenn es dir und deinen Mitstreitern gelingt, den technologischen Fortschritt zu beschleunigen, ist es vielleicht möglich, die Katastrophe abzuwenden«, fasste die KI zusammen. Diana verdrehte genervt die Augen.

»Ich weiß, warum wir hier sind. Das war selbstironisch gemeint. Langsam solltest du mich wirklich kennen«, sagte sie und stellte die Vase zurück auf den Tisch.

»Ich kenne dich besser als jeder andere«, behauptete der Quantencomputer. „Diese Diskussion hatten wir schon.«

Diana schnaubte und ging zurück zum Fenster. Der Abendwind strich ihr um die Nase.

»Wenn mich jemand wirklich kennt, dann vielleicht Venus oder Apoll. Du siehst meine Bewegungen oder hörst meine Worte. Von meinen wahren Gedanken und Gefühlen hast du trotzdem keine Ahnung.« Cassandra erzeugte ein Geräusch, das nach gerissenen Gitarrensaiten klang.

»Ich weiß, dass du soeben an Vesta gedacht hast, als du die Schlange auf der Vase gesehen hast. Du bist noch immer voller Wut und Hass, wenn es um sie geht. Das ist natürlich kein Wunder. Schließlich hat sie von Anfang an die Mission gestört, deinen Gleiter sabotiert und Apoll gegen dich aufgehetzt. Wäre deine Freundin Venus nicht rechtzeitig in Germanien aufgetaucht, wärest du jetzt Wurmfutter. Außerdem hat Vesta den Zimmermann Jonathan auf dem Gewissen und ist dir abermals entkommen – na, wie mache ich mich?«

Diana verschränkte demonstrativ die Arme und drehte dem sprechenden Helm auf dem Tisch den Rücken zu. Sie musste sich darauf konzentrieren, ruhig zu bleiben.

»Das war keine Kunst«, zischte sie. »Selbst Vulcanus weiß, dass ich Vesta umbringe, wenn ich sie finde. Und er ist in Rom und hat in etwa so viel Empathie wie eine Ameise.«

»Ameisen sind überaus soziale Tiere«, verkündete die KI. Diana hatte schon keine Lust mehr, dieses Gespräch fortzusetzen. Trotzdem sagte sie: »Ich wette, du kannst keine einzige ernsthafte Frage über mich beantworten. Und damit meine ich nicht irgendwelche Oberflächlichkeiten, die jeder Chatbot zusammenschustern kann. Ich meine echtes Wissen über mein Innenleben, meine Seele.«

»Ich nehme die Wette an«, sagte der Computer und machte das Geräusch einer alten Ladenkasse. »Wenn ich gewinne, musst du in Zukunft dein Mikrofon lautlos stellen, wenn du deinem Freund einen Kuss gibst. Ich kann euer Geschlabber nämlich nicht mehr hören.«

Diana wurde erst weiß, dann rot. Seit sie mit Apoll zusammen war, hatte sie deutlich weniger Zeit für ihre Neckereien mit Cas. War das jetzt die Retourkutsche?

»Und wenn ich gewinne, darfst du einen Monat lang nicht mehr unaufgefordert sprechen.« Das war eine harte Forderung. Trotzdem sagte die KI augenblicklich: »Die Wette gilt!«

Diana biss die Zähne zusammen. Dann lächelte sie selbstbewusst. Diese Wette konnte die besserwiserische KI nicht gewinnen.

»Okay, los geht's mit einer leichten Frage: Welcher Lehrer stand mir an der Akademie am nächsten? Wem bin ich wirklich dankbar?« Cassandra gähnte laut.

»Das ist einfach. Vermutlich glaubst du, ich würde jetzt Henry Meyer sagen, weil er zusammen mit Venus bzw. Lily – wie sie damals noch hieß – das Komplott innerhalb der Initiative aufgedeckt hat. Er hat Venus gerettet, so dass sie

dich retten konnte, als Vesta und Apoll dich in die Ecke getrieben hatten. Die Wahrheit ist jedoch, dass du dich immer am besten mit Mrs. Mosley, der Bibliothekarin, verstanden hast.«

Diana pfiff anerkennend, sagte aber dennoch: »Glückstreffer, und nicht wirklich tiefsinnig oder schwer. Also nächste Frage: Was bereue ich in meinem Leben am meisten?« Das war eine derart intime Frage, dass Diana selbst ewig gebraucht hatte, sie für sich zu beantworten. Zu allem Übel kamen ständig neue Sünden hinzu, die es zu bereuen gab. Daher war es nicht verwunderlich, dass sich Cassandra Zeit mit ihrer Antwort ließ.

»Ich nehme an, du würdest viele Dinge ungeschehen machen, wenn du die Macht dazu hättest. Du bedauerst den Tod von Mercurius im Kampf gegen die Germanen. Du trauerst um Jonathan, der euch durch die syrische Wüste bis in die Stadt Dura Europos im Reich der Parther geführt hat. Du bereust, in Vestas Falle getappt zu sein, ebenso wie den sinnlosen Tod von Minerva, die du gerade erst kennengelernt hattest. Außerdem weißt du, dass du für den Tod einer unschuldigen Mutter verantwortlich bist. Das Flüchtlingsmädchen Niobe, um das sich Venus nun kümmert, erinnert dich an diese unverzeihliche Tat. Selbst Vulcanus und Venus gegenüber hegst du große Schuldgefühle. Sie mussten allein in Rom zurechtkommen und mit der verräterischen Kaiserin Faustina fertig werden, während du in der Wüste nach Vesta gesucht hast. Wäre es Venus nicht gelungen, Faustinas Komplott aufzudecken und das chinesische Spezialkommando zu besiegen, wäre schon jetzt eure gesamte Mission gescheitert. Gleichwohl gibt es etwas, das du mehr als alles andere bereust, etwas, für das du eine Zeitmaschine bauen würdest,

wenn du nur die Ressourcen dafür hättest.« Cas machte eine Pause, während sich Diana eine einsame Träne von der Wange wischte. »Was du am meisten bereust, ist das, was du am wenigsten verschuldest: Der Tod deiner Eltern. Wenn du deine private Zeitmaschine hättest, würdest du nicht die Menschheit retten, sondern sie.«

Diana schluckte. Dieser verdammte Computer kannte sie besser als Apoll. Sie mochte Cas, aber dass sie einen derart tiefen Einblick in ihr Seelenleben hatte, war erschreckend.

»Du hast die Wette gewonnen«, gab sie ungewöhnlich kleinlaut zu. Ihr Kampfeswille hatte in den letzten Monaten spürbar gelitten. Ihr Gewissen trug schwer. »Und hast du auch eine Idee, wie ich mit all dem Gepäck weitermachen kann? Warum nicht einfach umdrehen und alles hinschmeißen?« Das war durchaus keine rhetorische Frage.

»Weglaufen macht dein Gewissen nicht leichter. Du bist ein Mensch, der nur nach vorne gehen kann. Immer, wenn deine Moralvorstellungen mit denen der antiken Welt kollidieren, gehst du lieber auf das Hindernis zu, als ihm auszuweichen. Das wird in China nicht anders sein als im römischen Imperium. Vielleicht wird es sogar noch schwerer, falls sich die Menschen dort nicht so leicht durch Taschenlampen, Drohnen und Pistolen beeindrucken lassen. Trotzdem wirst du weitermarschieren, bis du die Pläne der chinesischen Götter aufgedeckt hast. Ganz egal, wie die Dinge in Rom stehen, du wirst wie ein Spürhund der Fährte folgen und erst wieder zurückblicken, wenn du deinen Knochen gefunden hast. Dabei wird sich erst noch zeigen, wer bei diesem Spiel der Großmächte der Jäger und wer die Beute ist.«

Diana fröstelte. Ein ums andere Mal machte Cassandra ihrem Namen alle Ehre.

1. Vulcanus – Einsicht oder Aufsicht – 03. Oktober 162

Die Bibliotheca Ulpia im Zentrum Roms war ein beeindruckender Bau voller Marmorsäulen und imposanter Statuen. Die von Kaiser Trajan gegründete Bibliothek besaß zwei gewaltige Lesesäle, die einander spiegelgenau gegenüberlagen. Der westlich gelegene Saal beinhaltete ausschließlich lateinische Werke, der östliche Saal nur griechische – ganz so wie es in den Bibliotheken Roms üblich war. Hier lagerten die Schriftschätze aus den vergangenen Jahrhunderten gefüllt mit der Weisheit und dem Wissen der größten Gelehrten.

Vulcanus ließ seinen Blick über die langen Regalreihen schweifen. Er schätzte das Römische Reich für seine ausdifferenzierte Verwaltung und die umfangreichen Bibliotheksbestände. Es sprach für ein Volk, wenn es versuchte, relevante Informationen zu sammeln und zu systematisieren. Gleichwohl wurde ihm jeden Tag aufs Neue vor Augen geführt, wie begrenzt die Römer noch in ihren Bemühungen waren. Schon seit Tagen suchte er die Baupläne für das Kanalisationsnetz im südöstlichen Teil Roms. Er hatte sämtliche Magistrate befragt. Er hatte seine Diener und Adjutanten durch die Archive gejagt. Er hatte mehrere Bibliotheken auseinandergenommen. Doch keiner seiner Gehilfen war fündig geworden. Selbst eine ansehnliche Belohnung hatte nicht zum Erfolg geführt.

Natürlich kannte Vulcanus die Wege der Aquädukte und den Verlauf der Cloaca Maxima. Er besaß die Grundrisse der Thermen und Bäder und detailreiche Darstellungen der großen Brunnen. Was er jedoch nicht kannte und womit er im Vorfeld auch nicht gerechnet hatte, war das Ausmaß der

illegalen Leitungen, die wie ein gigantisches Wurzelwerk unter der Stadt wucherten. An allen Ecken und Enden hatten die findigen Bewohner Roms die öffentlichen Wasserwege angestochen. Dabei zweigten sie derart viel Wasser ab, dass es im Sommer regelmäßig zu Engpässen kam. So blieben die Brunnen im Armenviertel leer, während die Gärten der Patrizier üppig bewässert wurden. Immerhin entgingen die Armen damit ihrer allmählichen Vergiftung. Denn die meisten der illegalen Leitungen bestanden aus Blei, einem Schwermetall, das im Körper massive Schäden verursachen konnte.

Gründe genug also, die Wasserversorgung komplett umzukrempeln – zumal Vulcanus detaillierte Pläne für eine neue Wasserwirtschaft besaß. Die ersten Bauteile für seine fortschrittlichen Windpumpen waren bereits in der Fertigung. Jetzt fehlte nur noch eine Aufstellung der endlosen Rohre und geheimen Leitungen. Dann konnte sein Projekt beginnen.

Er seufzte, diesmal theatralischer.

»Septus, wo ist mein zweites Zeichenbrett? Habe ich dir nicht gesagt, dass du dich beeilen musst?«

»Bit-t-t-e entschuldigt ... göttlicher Herr der Weisheit«, stotterte der Angesprochene. »I-i-i-ch glaube, ... es i-i-i-ist noch im Regal. Soll ich es holen?«

Vulcanus blickte seinem Bediensteten streng ins Gesicht. Man sah dem alten Schreiber an, wie innig er sich an einen anderen Ort wünschte. Dabei hatte Vulcanus selbst keine Lust, hier im Trüben zu fischen. Wenn nicht die Rettung der Welt allein von ihm abhängen würde – er wäre sicher nicht hier. Er wäre jetzt in seinem Palastzimmer und würde sich neue Rätsel ausdenken oder alte lösen. Im 22. Jahrhundert war er ein Fan des Geocaching gewesen. Es bereitete ihm

schon seit frühester Kindheit Freude, sich kleine Denk- und Suchaufgaben zu überlegen. Hätte er Urlaub, er würde vor lauter Rätseln und Quizfragen nicht zum Schlafen kommen. Noch mehr Spaß machte es nur, kryptische Botschaften aus der fernen Vergangenheit zu hinterlassen. Wer weiß, ob irgendwann in ferner Zukunft jemand sein Geheimnis bei Position 51.223055, 12.4447280 aufspüren würde. Es war recht gut versteckt. Vielleicht fand in 2000 Jahren irgendein Spaziergänger seinen Cache im germanischen Wald. Ob die Menschen dann klüger wären als heute?

Vulcanus lächelte in sich hinein und dachte an seinen Aufenthalt im Norden zurück. Seinen Diener hatte er vergessen. Dort oben in Germanien war es zu dieser Zeit erträglich kühl. Hier in Rom war es heiß – viel zu heiß für einen normalen Spätsommertag. Er mochte diese Hitze ebenso wenig wie die Kälte. Am schlimmsten war jedoch der Körpergeruch seiner Mitmenschen. Es war kaum auszuhalten. Vulcanus hatte mit dem Gedanken gespielt, die Bibliothek räumen zu lassen. Allein der Zeitaufwand hatte ihn davon abgehalten, die Gäste hinauszuerwerfen. Seine Laune hatte das nicht gebessert. Er hockte hier seit Stunden, um ein Puzzle zusammenzusetzen, bei dem ein Dutzend Teile fehlten, während um ihn herum verstockte Zuschauer saßen und ihn penetrant beobachteten.

Und seine Gehilfen waren wieder einmal besonders unnütz. Vulcanus massierte sich die Schläfen. Dann erinnerte er sich, dass er etwas gefragt worden war.

»Ähm... Schon gut. Hol die Pläne einfach«, sagte er zu Septus. »Und bring die kleine Karte vom Palatin mit. Wir müssen alle Zeichnungen übereinanderlegen und vergleichen. Dann bekommen wir ein Abbild der Unterwelt.«

Vulcanus rieb sich die Hände und fuhr sich über die Stirn. Da er keinen Plan gefunden hatte, der sämtliche Leitungen beinhaltete, hatte er begonnen, alle Karten einzuscannen, die er finden konnte. Das Problem bestand nur darin, dass sich einige der Baupläne und Karten widersprachen – und dies teilweise fundamental.

»Ich verdurste. Bitte hol mir etwas Wasser«, wandte sich Vulcanus an seinen zweiten Helfer, der zu seiner Linken stand. Er hieß Manius – oder war es Marius? – und war sein neuester Diener. »Aber nicht das Wasser aus der Anio Vetus oder dem Tarraco-Brunnen. Ich habe mir meine Telomere nicht umsonst verlängern lassen.«

Der Diener sah ihn eine Sekunde lang irritiert an. Dann ging er los, um zu tun, was ihm aufgetragen worden war. Dafür schätzte ihn Vulcanus. Er akzeptierte seine Rolle und verzichtete auf unnötige Fragen.

Vulcanus wandte sich wieder seinen Schriftrollen zu und machte Fotos aus verschiedenen Perspektiven. Als er gerade ein dreidimensionales Bild auf seinem Display generieren wollte, wurde die Tür zum Lesesaal aufgerissen. Vulcanus blinzelte. Eine prunkvoll gekleidete Gestalt betrat den Raum. Sie trug einen langen gelben Umhang, goldene Armreifen und wurde von fünf Dienern begleitet. Energisch kam sie auf Vulcanus zu und baute sich vor ihm auf. Ihre Begleiter bildeten rasch einen Halbkreis.

»Faustina, was ... äh... wer...? Ich dachte, du stehst unter Hausarrest«, stotterte Vulcanus und starrte die Kaiserin mit großen Augen an.

»Es scheint, dir fehlt die göttliche Weitsicht«, sagte die Verräterin mit schneidender Stimme. Ihre kalte Miene zeigte

Hass und Verachtung. »Habt ihr wirklich geglaubt, ihr könntet mich in meinem eigenen Palast festhalten?«

Sie schlug ihren Umhang zurück und ein goldener Dolch funkelte in ihrem Gürtel. Das leise Gemurmel im Raum verwandelte sich in Grabesstille. Vulcanus' Blick wanderte von Faustinas Waffe zum Schreibtisch, auf dem seine Geräte und Habseligkeiten ausgebreitet lagen. Wo hatte er nur seine Pistole gelassen? Heute Morgen war sie doch noch in seiner Tasche gewesen oder verwechselte er das mit gestern?

»Es ist heiß heute«, sagte Faustina und nickte ihm zu, während sie langsam ihren goldenen Dolch aus der Scheide zog.

Vulcanus sah an sich herab. Es war wirklich heiß. Er schwitzte wie ein Eisbär in der Sauna. Es war Spätsommer, aber immer noch so warm, dass er in den letzten Tagen auf seine Rüstung verzichtet hatte. Schließlich war er kein tumber Kämpfer, sondern Ingenieur und Wissenschaftler. Und Faustina war gefangen gewesen. Er sah auf. Auch Faustinas Begleiter hatten jetzt lange Dolche gezogen. Vulcanus machte unwillkürlich einen Schritt zurück. Noch stand der Tisch zwischen ihm und den Verrätern.

»Wo ist eigentlich deine Leibgarde?«, fragte Faustina spöttisch. Panisch sah er sich um. Sein Schweiß lief jetzt in Strömen. Er hatte die Prätorianer im Palast gelassen. Nur seine beiden Leibwächter standen vor der Tür. Und seine drei Gehilfen?

»Bemüh dich nicht«, flüsterte Faustina. Sie schien jeden seiner Gedanken zu lesen. »Deine Wachen sind tot und deine Diener verschwunden.« Sie grinste hämisch. »Machen wir es kurz. Ich habe ein Reich zu regieren und du hast eine Verabredung mit dem Tod.«

»Faustina. Ich bitte dich ... Ich habe dir nie ein Haar gekrümmt.« Doch die Angesprochene reagierte nicht und zeigte stattdessen mit der Spitze ihres Dolches auf seine Brust.

»Wer von euch möchte in die Geschichte eingehen? Wer von euch möchte einen Gott töten?«

»Ich!«, brüllte jeder ihrer Meuchler. Alle fünf traten näher heran. Er ging einen weiteren Schritt zurück. Es gab keinen Fluchtweg. Hinter ihm waren nur finstere Regalreihen. Sie führten fast alle in Sackgassen. Er hatte keine Chance.

»Ich bevorzuge eine andere Geschichte«, erklang es aus einer der dunklen Regalreihen. Ein Mann trat aus den Schatten hervor. Vulcanus ging intuitiv einen Schritt auf ihn zu, während Faustina zurückwich. Jetzt war es ihr Gesicht, das Überraschung und Angst zeigte.

»Woher wusstest du...?«

»Ergreift sie!«, befahl der junge Kaiser mit gebieterischer Stimme. Sofort sprangen sämtliche Besucher der Bibliothek auf und zogen Kurzschwerter unter ihren Togen hervor. Innerhalb von drei Herzschlägen hatten sie Faustina und ihre Schergen umstellt. Vulcanus staunte. Er hatte die Männer für gewöhnliche Gäste der Bibliothek gehalten. Doch ein jeder von ihnen war durchtrainiert wie ein Gladiator. Die Meuchler begriffen sofort, dass sie keine Chance hatten, und ließen die Waffen fallen. Nur Faustina umklammerte ihren Dolch noch fester als zuvor.

»Geliebter, lass nicht zu, dass die falschen Götter uns betrügen. Die Macht gehört rechtmäßig uns.« Noch immer zielte ihre Klinge auf Vulcanus. Der machte schnell einen Schritt hinter den Kaiser, so dass der kleinere Mann ihn deckte.

»Ich hatte gehofft, du findest einen anderen Weg. Denke lieber an das, was du hast, als an das, was dir fehlt!«, sagte Mark Aurel mit ruhiger Stimme. Langsam ging er auf seine Frau zu. Vulcanus blieb in Deckung.

»Das kann ich nicht«, flüsterte Faustina und schüttelte den Kopf. »Ich habe ein Recht auf meine Rache.« Mark Aurel umrundete den Tisch.

»Selbst wenn das stimmen sollte – die beste Rache ist, nicht wie derjenige zu sein, der die Verletzung vollzogen hat«, entgegnete er und kam noch einen Schritt näher. Seine leeren Hände hielt er ausgesteckt vor sich.

»Ich bin kein so guter Mensch wie du«, wisperte Faustina. Eine Träne lief ihre Wange hinab, während sie sich ganz ihrem Mann zuwandte.

»Verschwende keine Zeit damit, zu streiten, was ein guter Mensch sein sollte. Sei einer.« Mark Aurel stand nun keinen Meter von seiner Frau entfernt. Noch immer hielt er beruhigend beide Hände vor sich. Er wirkte ganz wie einer der alten griechischen Philosophen.

Vulcanus hielt den Atem an, dann sah er es: Ein winziges Kopfschütteln und eine Klinge, die wie ein goldener Blitz vorwärts schnellte. Mark Aurel sprang nach vorne in den Blitz hinein. Seine Arme bewegten sich ebenso schnell wie der Dolch. Sie vollführten eine grazile halbkreisförmige Bewegung und führten die Waffe knapp an seinem Körper vorbei. Anschließend schlossen sich seine Finger um Faustinas Handgelenk und demonstrierten einen muster-gültigen Hebel. Sie schrie auf und ließ die Waffe fallen. Sofort waren zwei Wachen bei ihr und hielten sie fest.

Vulcanus war tief beeindruckt. Er hatte den Philosophenkaiser für einen alten Grübler, aber nicht für einen Kämpfer gehalten.

»Wie habt ihr...?«, wollte er gerade fragen. Aber Mark Aurel winkte nur ab.

»Ich bin der Ziehsohn eines Kaisers. Ich habe seit meinem 4. Lebensjahr Kampfunterricht erhalten.«

Dann wandte er sich an seine Frau und seine Züge verhärteten sich. Faustina schien völlig erschlaft. Ein dünner Streifen Blut tropfte von Mark Aurels Hand. Trauer und Zorn funkelten in seinen Augen. Einen schmerzhaften Atemzug lang hielt er inne und sah auf sie hinab. Dann richtete er sich auf und sprach mit bebender Stimme: »Annia Galeria Faustina, hiermit verbanne ich dich auf Lebenszeit. Bis zum Ende deiner Tage wirst du auf der Insel Kythnos unter Aufsicht leben. Unseren Bund aber werde ich im Angesicht der Götter lösen. Nur die Mutterschaft über meine Kinder erspart dir die vollständige Ächtung. Wagst du es jedoch, dein Exil zu verlassen oder abermals gegen mich oder die Götter zu ziehen, ist dir der Tod gewiss. So magst du deine Titel behalten. Deine Kinder jedoch wirst du nicht zu Mördern erziehen. So sei es und so schwöre ich es auf alle Götter des Olymps.«

Ohne seine Frau noch eines Blickes zu würdigen, wandte er sich von ihr ab. Seine Wachen nahmen dies als Zeichen, sie nach draußen zu schleifen. Noch immer sagte Faustina kein Wort und schien geradezu paralysiert.

Vulcanus sah ihr ebenso bedrückt wie erleichtert nach. Ohne Faustina würde es bedeutend ruhiger in Rom werden.

»Ich danke Euch«, sagte er, um nicht die angemessene Höflichkeit missen zu lassen. Auch wenn es eine Selbstverständlichkeit war, dass man einen Geist wie seinen nicht einfach auslöschen sollte, war er doch aufrichtig dankbar. Und aus der Perspektive Mark Aurels hätte er ihn auch einfach sterben lassen können.

Der Kaiser nickte ihm flüchtig zu und stützte sich mit beiden Händen am Schreibtisch ab. Sein sonst so unerschütterlicher Gleichmut war sichtlich ins Wanken geraten. Kein Wunder, wenn einen die eigene Frau umbringen wollte.

»Bitte, erlaubt mir eine Frage«, bat Vulcanus ungewöhnlich höflich. Er wollte zwar weiterarbeiten und diesen Zwischenfall rasch vergessen, aber diese Frage brannte ihm doch auf der Seele: »Warum habt Ihr mir geholfen?« Mark Aurel stützte sich auf der Tischplatte ab und starrte vor sich ins Leere. Es dauerte eine Weile, dann drehte er den Kopf zur Seite und richtete sich auf.

»Ich habe mit dem Gedanken gespielt, es nicht zu tun«, gab er offen zu und trieb damit Vulcanus' Puls in die Höhe. »Ihr habt das Talent, andere gegen Euch aufzubringen.«

Der Kaiser verschränkte die Arme. Sein Gesicht war noch immer eine Maske voller Schmerz und Trauer. »Euch fehlt jegliches Taktgefühl.«

»Ich habe sehr viel zu tun und die meisten Menschen verstehen nichts als simple Kommandos«, verteidigte sich Vulcanus. Mark Aurel hob abwehrend die Hände. Seine hellen Augen funkelten.

»Schon gut. Ich kenne Eure Schwächen. Doch trotz allem seid Ihr hier, um zu helfen. Und das tut Ihr so gedeihlich, wie kein Sterblicher vor Euch.«

Er nickte Vulcanus wissend zu und seine Anspannung

löste sich etwas. »Ich weiß nicht, wie viele Bürger ohne Euren Damm beim letzten Hochwasser gestorben wären – aber zweifelsohne wären es Tausende. Deshalb half ich Euch! Und deshalb werde ich Euch weiterhin helfen, solange Ihr für das Leben meiner Untertanen kämpft. Denn ein jeder ist so viel wert, als die Dinge wert sind, um die es ihm ernst ist. Und so bin ich Euer Schild, solange Ihr mich braucht.«

Mark Aurel straffte die Brust und richtete sich zu voller Größe auf. Er reichte Vulcanus bis zum Kinn. Dann streckte er seine rechte Hand aus und sah ihn erwartungsvoll an. Es war eine eindeutige Geste, die die Jahrtausende überdauern sollte. Vulcanus zögerte nicht und schlug ein. Diese Erneuerung der Allianz zwischen Kaiser und Göttern würde der Stadt endlich etwas Ruhe bringen.

2. Venus – Die Möwe und die Freundlichkeit – 25. Oktober 161

Es war herrlich, ohne Helm zu fliegen. Der Wind wirbelte durch ihr Haar. Die Wolken zogen träge neben ihr her. Und tief unter ihr wanderten die Sanddünen der Wüste Sur. Sie schienen zu wogen wie ein endloses Meer. Es war ein atemberaubender Anblick. Selbst der scharfe Stich der Sonne wurde hier oben abgemildert durch die kühle, feuchte Meeresluft, die vom Norden ins Landesinnere zog.

Venus streckte die Arme aus und genoss Licht und Luft. Sie war nicht die Einzige, die sich in der Sonne rekelte. Ein kurzer Blick zum Notsitz des Gleiters zeigte, dass auch Niobe ein himmlisches Bad genoss. Noch vor wenigen Wochen hatte sie befürchtet, das Mädchen könnte aus dem Gleiter fallen und auf tragische Weise sterben. Doch inzwischen hatte sie sich an den Anblick gewöhnt. Und Niobe bewies jeden Tag aufs Neue, wie verständig und geschickt sie war. Sie hatte die Rolle einer Dienerin angenommen und war sehr überzeugend in ihrer würdevollen Inszenierung. Bei offiziellen Auftritten, wie sie sie zuletzt in Damaskus und Jerusalem absolviert hatten, glühte sie vor inbrünstigem Eifer und ergebener Frömmigkeit. Außerhalb der Öffentlichkeit zeigte sie hingegen eine erfrischende Unverfrorenheit, wie sie Venus sonst nur von sich kannte. Kein Wunder also, dass sie das mutige und freche Kind sofort ins Herz geschlossen hatte.

»Krabbe, zieh dein Oberteil wieder an. Sonst verbrennst du dir deine Krabbenhaut«, rief sie laut genug, damit Niobe sie verstand. Warum fühlte sie sich immer wie eine strenge, alte Schachtel, wenn sie mit dem Kind sprach?

Niobe reagierte nicht. Sie blieb reglos liegen – die Arme demonstrativ über die Augen gelegt. Venus schnaubte. Als ob Niobe schlafen würde. Die kleine Krabbe wollte sie über den Löffel balbieren. Venus rief noch einmal, diesmal lauter. Keine Reaktion.

Na gut, wenn sie es so haben wollte ... Venus deaktivierte den Autopiloten und zog den Steuerknüppel nach hinten. Ihr Streitwagen streckte die Nase zur Sonne und gewann schnell an Höhe. Venus wurde spürbar in ihren Sitz gepresst. Auch Niobe reagierte, indem sie sich mit einem Arm an der Lehne festkrallte. Den anderen Arm hielt sie freilich weiter über ihre Augen, als würde sie noch immer schlafen.

»Kleine Krabbe, kannst du mich hören?«, flötete Venus. Doch das sture Kind antwortete noch immer nicht. Es wurde wirklich Zeit, dass Venus sie nach Alexandria brachte. Irgendein Vetter dritten Grades sollte dort leben. Er würde sich um das Mädchen kümmern und ihr eine normale Familie bieten. Das war zweifelsohne das Beste für diese freche Krabbe.

Venus legte den Steuerknüppel ruckartig nach vorne. Ihr Gleiter ging in einen steilen Sinkflug. Die Geschwindigkeitsanzeige machte große Sprünge. Die frische Brise verwandelte sich in einen tosenden Orkan. Venus' Haare flatterten im Wind wie ein zerfetztes Segel. Sie musste die Lider zusammenkneifen, damit ihr der Luftzug nicht in die Augen schnitt. Niobe quiekte.

»Jiiiiii...hiiiiii«, jauchzte sie voller Freude und gab nun nicht mehr vor, zu dösen. Mit beiden Händen hielt sie sich an ihrer Transportliege fest und kreischte wie ein Teenie in der Achterbahn. Venus grinste und brachte ihren fliegenden Streitwagen wieder in die Horizontale.

»Hast du ausgeschlafen?«

»Ich liebe das Fliegen!«, sagte Niobe enthusiastisch und streckte die Arme weit aus. »Kannst du mich nicht in einen Vogel verwandeln? In eine Möwe vielleicht? Dann könnte ich endlos über das Meer fliegen.«

Venus' Herz wurde warm und weich. Vom Käfer zur Krabbe – und jetzt wollte sie eine Möwe sein. Niemand konnte das so gut verstehen wie sie.

»Vielleicht könnte ich das«, sagte sie und lachte. »Aber das Leben einer Möwe ist gefährlich und kurz. Eine Krabbe kann sich im Sand eingraben. Eine Möwe wird vom Sturm davon geweht.«

»Aber die Möwe ist frei, während die Krabbe nur immer wieder dieselben Löcher buddelt. Außerdem frisst die Möwe gern Krabben.«

Niobes Lachen wich einem ernsten Blick. Venus schüttelte den Kopf. Sie verstand die Träume des Mädchens. Doch die jüngsten Ereignisse hatten keinen Zweifel daran gelassen, wie tödlich ihre Mission war. Abwesend starrte sie auf den Schatten ihres Gleiters, der wie ein gewaltiger Greif über den Sand glitt. Sie flogen nur wenige Dutzend Meter über den Dünen.

»Manchmal ist es besser, ein ruhiges, aber langes Leben zu wählen. Jung und frei zu sterben, hört sich nur romantisch an. In Wahrheit ist es grausam.« Sie dachte an Mercurius und Minerva, an Dianas toten Freund Jonathan und an all die Leichen, die sie auf ihrem Weg hinterlassen hatten. Ein kalter Schauer glitt ihr über den Rücken.

»Bitte, Venus! Lass mich weiter mit dir kommen.« Niobe sah sie flehend an. Venus seufzte und schüttelte den Kopf. Wie sie die Rolle der gestrengen Mutter hasste. Sie wusste,

was das Beste für das Kind war. Das Mädchen konnte so viel Gold von ihr haben, wie es wollte, aber an ihrer Seite war es zu gefährlich. Gerade weil es ihr so ans Herz gewachsen war, musste sie das Kind schützen.

»Wir sind in wenigen Stunden in Alexandria. Ich gebe dir so viel Geld und Ansehen, wie du brauchst. Du kannst in meinen Tempel gehen oder zu deinen Verwandten. Wenn du willst, kaufe ich dir auch ein schickes Haus. Aber eher soll mich Jupiters Donner treffen, als dass ich eine Achtjährige als Dienerin halte.« Venus verschränkte demonstrativ die Arme und hielt dem flehenden Blick ihrer Krabbe stand.

Dann traf sie der Donner. Es war ein rascher Schlag, der von unten gegen den rechten Flügel ihres Gleiters fuhr.

Niobe schrie auf. Venus erkannte sofort das verräterische kleine Loch. Auch Elmo, ihre künstliche Intelligenz, registrierte es.

»Wir werden beschossen«, stellte er nüchtern fest.

»Was du nicht sagst, Quantenkuppler. Hast du bemerkt, von wo der Schuss kam? Ich habe nur Sand und Felsen gesehen.« Venus wechselte den Flugmodus und überprüfte die Anzeigen. »Halt dich fest, kleine Möwe. Ich werde gleich landen«, rief sie Niobe zu und beschleunigte, um aus der Schussreichweite zu kommen.

»Die Kameras haben keine Aktivität aufgezeichnet«, meldete die KI. Venus fluchte laut.

»Wir sind mitten in einer riesigen Wüste. Wie kann es sein, dass uns jemand genau auf dieser Flugroute auflauert?«

»Was ist denn passiert?«, fragte Niobe, während Elmo stumm blieb.

»Jemand hat uns angegriffen. Ich muss landen und den Angreifer stellen«, antwortete Venus. Fliehen kam nicht in

Frage. Sie musste die Bedrohung aufklären und beseitigen. »Du kletterst gleich auf meinen Sitz und wartest hier.«

Sie setzte zur Landung an. Beim Aufsetzen gruben sich die Kufen tief in den Sand. Es würde reichlich Kraft kosten, wieder zu starten. Zum Glück lieferte die Sonne hier ausreichend Energie. Venus setzte ihren Helm auf und steckte zwei zusätzliche Magazine ein. Inzwischen hatte sich Niobe abgesehnallt und war über die Ladefläche geklettert.

»Wer hat uns angegriffen? War das ein anderer Gott oder ein Titan?«, fragte sie mit aufgerissenen Augen. Venus suchte zwei Notfallspritzen aus einem Koffer heraus, überlegte einen Moment und legte sie dann doch zurück. Sie hatte genug von diesem Zeug. Stattdessen griff sie nach einem goldenen Handspiegel.

»Das ist eine Frage für dich, Elmo. Könnte es Vesta sein? Oder einer von Fengs Männern?« Feng selbst war im Kerker gestorben, das hatte ihr Vulcanus mitgeteilt. Aber einer seiner Meuchler trieb sich noch irgendwo herum. Venus drehte den schönen Spiegel hin und her und sah dabei Niobe an.

»Ich habe keine gesicherten Erkenntnisse dazu«, sagte Elmo knapp. Venus schnaubte und verzog verächtlich den Mund.

»Manchmal habe ich das Gefühl, du willst mir nicht helfen«, sagte sie und wandte sich an Niobe. »Ich muss nachschauen, wer das war. Hab keine Angst. Ich bin das mit Abstand gefährlichste Wesen hier draußen.«

Sie hielt dem Mädchen den reich verzierten Spiegel hin. »Das ist mein göttliches Hoheitszeichen, das Symbol der Venus. Es sieht schick aus, aber es ist auch eine Waffe.« Sie zeigte auf einen kleinen Diamanten am Griff des Handspiegels. »Wenn sich jemand dem Streitwagen nähert, dann

hältst du ihm die verspiegelte Seite entgegen und drückst auf diesen Stein. Mein Spiegel wird ihn augenblicklich in die Flucht schlagen.« Als Niobe zugreifen wollte, zog Venus die Hand zurück. »Aber mach bloß keinen Blödsinn damit, du übermütige Möwe. Und zieh dir endlich etwas Langes an.« Niobe nickte eifrig und streckte bittend die Hände aus. Ihre Augen glänzten. Venus indes seufzte. Das war bestimmt nicht die beste ihrer Ideen.

Dann zog sie ihre Mini-Drohne aus der Tasche und befahl der KI, diese in einem schnellen Zickzack über die Dünen fliegen zu lassen. Sie selbst aktivierte die Wärmebildkamera in ihrem Helm und wandte sich zum Gehen.

»Pass gut auf«, rief ihr Niobe besorgt zu. Venus nickte und klopfte sich auf den Helm. »Keine Sorge, meine Möwe. Ich bin gut geschützt.« Ihr Herz wurde ein paar Gramm schwerer. Trotzdem drehte sie sich weg und sah nicht zurück. Sie musste nach vorne blicken. Sie brauchte ihre Konzentration. Die Drohne rauschte davon, Venus stapfte hinterher – exakt in die Richtung, aus der sie gekommen war.

Die Sinai-Wüste war in diesem Teil Ägyptens deutlich sandiger als in den steinigen Trockengebieten Syriens. Kleine und große Dünen, gepfeffert mit wenigen scharfen Felskolonien, dominierten die Landschaft. Das erschwerte das Laufen und schränkte die Geschwindigkeit spürbar ein. Bei jedem Schritt sank Venus mit ihren Stiefeln eine Handbreit in den heißen Sand. Und auch die Wüstensonne machte sich schon bald bemerkbar. Venus hatte das Gefühl, mit dem Kopf in einem Ofen festzustecken.

»Hast du schon etwas gefunden?«, fragte sie ihre KI, nachdem ihr Hirn bereits zehn Minuten lang gekocht worden war.

»Ich habe keine neuen Erkenntnisse«, wiederholte sich Elmo. Venus knirschte mit den Zähnen.

»Könntest du dich wenigstens etwas anstrengen? Von irgendwo muss der Schuss ja gekommen sein.«

»Ich empfangen ein schwaches Signal. Aber ich kann es nicht lokalisieren. Ich vermute eine Abschirmung oder Tarnung dahinter.« Venus lachte bitter.

»Tarnen kann ich mich auch«, sagte sie und aktivierte ihre Tarnung. »Aber wir wissen doch inzwischen, wie man das umgeht. Aktiviere die Wärmebildkameras und suche nach Auffälligkeiten.« Die KI hüstelte pikiert.

»Natürlich habe ich bereits alle Sensoren aktiviert. Doch wir befinden uns in einer aufgeheizten Wüste. Die Bildaufzeichnung ist entsprechend überbelichtet.«

Venus stolperte über einen Stein. Allmählich hatte sie genug von Hitze und Trockenheit.

»Zeig mir die vielversprechendsten Bilder«, befahl sie und der Computer spielte die interessantesten Luftaufnahmen ab. Die Wüste erstrahlte in Rot und Weiß. Der Kontrast war gering, ebenso wie die Unterscheidbarkeit der Bilder.

»Kannst du nicht die Skalierung verändern und alles etwas kontrastreicher darstellen?« Elmo kam ihrer Aufforderung augenblicklich nach. Venus setzte sich, um sich ganz auf die Aufnahmen konzentrieren zu können. 80 Meter nordwestlich gab es einen interessanten Punkt. Hinter einem kleinen Felsen hockte ein gelber Fleck in einem orangefarbenen Ozean. War das ihr Angreifer?

»Dieses Objekt ist etwa 40 Zentimeter zu klein. Es ist unwahrscheinlich, dass es sich dabei um den Schützen handelt«, lamentierte Elmo. Doch Venus war anderer Meinung.

»Mein Bauchgefühl sagt mir, dass wir genau dort unseren Angreifer finden werden«, murmelte sie und ging langsam weiter.

»Menschliche Magengeschwüre waren nie valide Indikatoren«, erwiderte die KI. Anscheinend besaß Elmo doch eine rudimentäre Form von Humor. Trotzdem ignorierte Venus seinen Einwand und ging in einem weiten Bogen auf den verräterischen gelben Fleck zu. Sie versuchte, sich ihrem Ziel so zu nähern, dass sie möglichst lange gedeckt blieb. Die letzten Meter überwand sie im Laufschrift. Mit gezogener Waffe erklimmte sie die kleine Düne, aus deren Kamm einige kurze Felsen spießten. Nach wenigen Herzschlägen hatte sie den verräterischen Ort erreicht und zielte auf den ovalen Fleck, den sie nun auch durch ihren Helm wahrnahm. Sie deaktivierte ihre Tarnung.

»Komm raus, Sandwurm! Ich sehe dich. Eine falsche Bewegung und ich mache dich zum Sieb.« Mit bloßem Auge war nichts zu sehen. Aber durch die Wärmebildkamera war eindeutig eine geschwungene Form zu erkennen. Das konnte kein Felsen sein.

Venus kickte mit dem Fuß etwas Sand gegen ihr Ziel. Der Boden kräuselte sich, als hätte sie Steinchen in einen Teich geworfen – Tarnfolie. Venus bückte sich und zog mit einem Ruck an der Tarnung. Feiner Sand und Staub wirbelten durch die Luft. Venus starrte verdattert auf den Boden. Da war kein Angreifer, nur eine zusammengerollte Decke ...

Venus sprang reflexhaft zur Seite. Doch es war zu spät. Direkt neben ihr schoss eine Gestalt aus dem Boden, als wäre sie tatsächlich ein mystischer Sandwurm. Sie musste sich komplett eingegraben haben. Venus' Sensoren hatten sie unter der Sandschicht nicht erkannt.

Ohne zu zögern, stürzte sich der Angreifer auf Venus und schlug ihr die Pistole aus der Hand. In einer fließenden Bewegung folgten drei harte Schläge gegen Venus' Helm, Brust und Hüfte. Sie kippte zur Seite. Doch noch im Fallen trat sie nach dem Bein ihres Gegners – und hatte Glück. Sie erwischte das Knie des Angreifers und brachte ihn damit aus dem Gleichgewicht. Ein durchdringender Kampfschrei war die Antwort.

Venus blieb kaum Zeit, ihren Gegner einzuschätzen. Er trug eine leichte Rüstung, welche eindeutig chinesische Motive zierten. Mehr war nicht zu erkennen. Denn schon hatte er sich aufgerichtet und zog eine Waffe. Venus hechtete zur Seite. Aus dem Augenwinkel nahm sie wahr, dass es sich um einen klassischen Revolver handelte. Ein Schuss krachte und zischte neben ihr in die Düne. Venus rappelte sich auf. Der Angreifer hatte den Hahn von Neuem gespannt und zielte auf ihre Brust – verdammtes Borstenmonster. Hält ihre Panzerung diesem Kaliber stand? War dies das Ende? Sie warf sich abermals zur Seite.

Doch statt zu schießen, begann der Fremde plötzlich zu schreien. Der Revolver fiel zu Boden. Venus schnappte sich ihre eigene Waffe und wirbelte herum. Ihr Gegner war auf die Knie gegangen und zerrte sich schreiend den Helm vom Kopf. Venus wollte sich vor Schreck schütteln, hielt ihre Pistole jedoch gerade und ruhig. Sie zielte auf das markante und hübsche Gesicht einer jungen Frau. Ihre feingliedrige Schönheit brachte Venus einen Augenblick lang aus der Fassung. Doch schnell warf sie ein weiterer Schmerzensschrei zurück in die Realität. Die Fremde streckte flehend den Arm nach rechts. Sie litt große Schmerzen. Venus blickte in die angezeigte Richtung und erschrak.

»Niobe! Was tust du?« Die verrückte Krabbe lag im Sand und zielte mit ihrem Spiegel auf die junge Chinesin. War Niobe ihr heimlich gefolgt? Das Mädchen grinste und umklammerte noch immer den Spiegel. Die chinesische Kriegerin vor Venus krampfte und presste sich die linke Hand ins Gesicht. Die rechte wanderte zu ihrer Hüfte.

»Niobe, hör auf«, schrie Venus. Sie zielte selbst mit ihrer Pistole auf die Angreiferin. Ihr Gegenüber hielt mit schmerzverzerrtem Gesicht einen schmalen Metallzylinder in der Hand.

»Niobe!«, brüllte Venus und das närrische Mädchen ließ endlich den Spiegel sinken. Venus atmete fast ebenso erleichtert auf wie ihre Gegnerin. Die Chinesin hielt noch immer den Metallzylinder von der Größe einer mittleren Spraydose in der Hand. Ihre Augen glänzten vor Wut und Entschlossenheit.

»Mein Tod möge euch erstarren lassen!«, schrie sie mit brechender Stimme. Zumindest war dies die Übersetzung, die ihr Elmo ins Ohr flüsterte. Denn die junge Frau sprach einen hochchinesischen Dialekt, den Venus auch mit viel Übung kaum verstanden hätte.

»Warte!«, rief sie und ließ augenblicklich ihre Waffe sinken. Die Fremde zögerte. Noch immer hielt sie die merkwürdige Spraydose in der Hand. Elmo bestätigte Venus, was sie bereits vermutet hatte: »Es ist eine Granate.«

»Lass uns reden«, sagte Venus und machte Niobe ein unmissverständliches Handzeichen, dass sie verschwinden sollte. Natürlich machte die sture Krabbenmöwe keinen Abflug.

»Du weißt, was das ist?«, fragte die junge Frau und Elmo übersetzte ihre Worte.

Venus nickte, obwohl sie keine Ahnung hatte, um was genau es sich handelte.

»Es ist der kalte Tod. Ein Fingerzucken und die Wüste ist mit Eis bedeckt.«

Venus nickte, während sie immer weniger verstand. Glücklicherweise erbarmte sich ihre KI und gab diesmal eine Vermutung preis.

»Es scheint sich um eine Stickstoffbombe zu handeln. Diese Waffe ist im 22. Jahrhundert geächtet, denn sie hat eine ebenso katastrophale Wirkkraft wie Napalm oder Phosphor. Lediglich der Temperaturschlag ist gegenteilig. Anstatt extremer Hitze wird ein großer Bereich extremer Kälte ausgesetzt. Im Umkreis von 10 Metern ist diese Waffe unbedingt tödlich. Sie kann nicht durch eine adaptive Rüstung abgewehrt werden.« Venus nickte und reagierte damit gleichsam auf die Fremde wie auf Elmo.

Langsam steckte sie ihre Pistole zurück ins Holster und streckte beruhigend die Arme aus.

»Wer bist du? Und warum hast du uns angegriffen? Gehörst du zu Cai Shen?« Sie hörte, wie ihre KI die Fragen übersetzte. Auch die Chinesin hörte geduldig zu, spuckte beim letzten Satz des Computers aber demonstrativ auf den Boden. Hatte Elmo ihre Worte falsch übersetzt?

»Ich heiße »Li, nüshen de nü'er«, die Alten nennen mich Mondprinzessin. Und ich bin eine Lehrerin des Dao. Meine Großmutter Xiwangmu hat den Gott der Habgier viele Zeitalter lang bekämpft. Ich bin hier, um zurückzufordern, was einst vom Schiff der Götter gestohlen wurde.« Venus nickte mechanisch und wollte eine weitere Frage stellen, doch die Fremde kam ihr zuvor.

»Warum habt ihr mich aufgespürt? Und was ist das für

eine Waffe?«, sie zeigte auf den Spiegel, den Niobe immer noch umklammert hielt. Venus gab Niobe abermals ein Zeichen zu verschwinden, zuckte dann jedoch hilflos mit den Schultern, als sie nicht reagierte. Venus straffte sich und versuchte, besonders diplomatisch aufzutreten.

»Es freut mich, dich kennenzulernen, Li, Lehrerin des Dao. Es ist eine Mikrowellenwaffe. Sie erhitzt Wassermoleküle. Du weißt schon, wie mit einer Mikrowelle eben.«

Venus lächelte. Li hingegen zog eine Augenbraue hoch und betrachtete sie kritisch. Anscheinend hatte sie keine Ahnung, wovon Venus sprach. Vermutlich war ihre Großmutter, diese Xiwangmu, eine der Zeitreisenden, die vor mehr als 50 Jahren im alten China ankam. Im Laufe der zwei Generationen musste einiges an Wissen verloren gegangen sein.

»Wer bist du, dass du solche Macht besitzt? Und warum hast du mich aufgespürt? Antworte mir oder ich werde dich versteinern!«

Gefriertrocknen traf es wohl eher, dachte Venus, zögerte aber nicht mit einer Antwort.

»Ich bin Venus und ich habe dich nicht aufgespürt!« Obwohl es ihr wie ein ausgesprochen großer Zufall vorkam, dass sie mitten in einer gigantischen Wüste ausgerechnet über diesen hübschen Kopf geflogen war. Derartige Zufälle gab es eigentlich nicht.

»Venus? Bist du einer der 50 Enkel des Lei Gong oder dienst du einem himmlischen König?« Ihr Griff um die Stickstoffgranate wurde fester.

Venus seufzte. Der Helm der jungen Frau besaß kein Visier, ihrer schon. Es wurde Zeit, von Angesicht zu Angesicht miteinander zu reden. Venus nahm ihren Helm vom Kopf – und bereute es sogleich, denn Li zuckte zusammen

und trat drei Schritte zurück. Fand sie Venus etwa derart hässlich?

»Du bist nicht aus Zhongguo. Du bist aus Daqin. Du bist einer der bösen Geister der Prophezeiung.« Venus versuchte, so freundlich wie möglich zu lächeln.

»Ich bin kein Geist und ich bin auch nicht böse. Ich komme nur aus einer anderen Gegend als du.«

»Nein, ich kenne die Geschichten über die Geister der Daqin. Es sind Bedroher und Diener der Riesen. Sie wollen Zhongguo vernichten und sich die Welt untertan machen!« Venus blinzelte zu Niobe. Es war wirklich immer das Gleiche. Die chinesische Propaganda hatte gute Arbeit geleistet. Seufzend verdrehte sie die Augen und setzte sich im Schneidersitz auf den Boden.

»Das sind Lügen und gruselige Märchen für Kinder. Du hast doch sicher auch schon erlebt, dass sich alte Wahrheiten als Lügen entpuppen«, tippte Venus auf gut Glück. Gleichzeitig deutete sie einladend neben sich. »Lass uns doch zusammensitzen und in Ruhe plaudern. Es besteht kein Grund für Drohungen und Gewalt.«

Lis Züge entspannten sich ein wenig. Dennoch beäugte sie sie weiterhin kritisch. Niobe hingegen war wieder einmal viel zu zutraulich. Sie stapfte fröhlich die Düne herunter, um sich demonstrativ neben Venus zu hocken.

»Nicht du solltest neben mir platznehmen, du übermütige Krabbe, sondern sie. Du solltest aus der Todeszone verschwinden und hier keine Wurzeln schlagen!« Elmo hatte auf eine Übersetzung ihrer Worte verzichtet, deshalb konnte Li ihrem Wortwechsel nicht folgen. Allem Anschein nach hatte sie also keine hochentwickelte Computertechnik in ihrem chinesischen Helm verbaut – oder diese funktionierte nicht

mehr. Dennoch huschte ein Grinsen über das Gesicht der Chinesin. Hatte sie etwa Griechisch gelernt?

»Probiert nicht, mich hereinzulegen. Die Krieger des Cai Shen haben versucht, mich zu brechen, seit ich 12 Jahre alt bin. Niemals ist es ihnen gelungen.«

Die Übersetzung ihrer Worte kam jetzt beinahe simultan aus den Lautsprechern in Venus' Rüstung. Elmo hatte sich zügig an Lis Dialekt angepasst.

»Keine Sorge, Li. Ich dachte auch erst, sie wäre ein gemeiner Daimon. Aber in Wirklichkeit ist sie die netteste Göttin, die es gibt.« Niobe grinste schief und zu Venus' Überraschung übersetzte Elmo die Worte der vorlauten Krabbe.

Venus starrte sie strafend an und drohte mit ihrem Blick schlimmste Folterqualen an. Li hingegen kicherte. Es klang so hell und kindlich und passte überhaupt nicht zur strengen Würde der jungen Frau.

»Hihihi. Ihr seid witzig. Ihr könnt wahrlich keine Scherzen von Cai Shen sein.« Die schlanke Chinesin steckte ihre Granate weg und zog an ihrem Helm. Zum Vorschein kam ein langer geflochtener Zopf, der Werbung für jedes Haarshampoo machen könnte. Kräftig und dunkel glänzte ihre lange Haarpracht und rahmte dabei ein feingeschnittenes Gesicht ein, in dem zwei kluge und aufmerksame Augen funkelten. »Ich werde Euch zuhören. Doch mein Griff ist so schnell wie der Biss einer Kobra. Betrügt Ihr mich, so werdet Ihr zu Eis erstarren, während ich weiter durch die Wüste wandere.« Das war eine glatte Lüge. Niemand konnte sich der Wirkung solch einer Waffe entziehen. Doch Venus verzichtete darauf, die Fremde bloßzustellen oder zu verbessern. Stattdessen nickte sie nur freundlich und zauberte einen ihrer

letzten Notfallriegel aus der Tasche. Die Riegel waren süß und fruchtig. Feierlich überreichte sie ihr Gastgeschenk.

»Ein Powerriegel!«, quiekte Niobe und schob ihre Nase nah an die vitaminreiche Süßigkeit. Es schien, als wolle sie den Snack inhalieren. Venus fauchte. Niobe war der Grund für die radikale Dezimierung ihrer Bestände. Jeden Tag nervte sie so lange, bis Venus vor der Wahl stand, sie entweder vom Gleiter zu schubsen oder ihr einen Riegel zu geben. Bisher hatte sie sich für Letzteres entschieden. Li hingegen lachte erneut. Wieder war es dieses helle Kichern, das im Widerspruch zu ihrem geraden und gestrengen Äußeren stand.

»Das muss wahrlich eine göttliche Speise sein«, sagte Li und betrachtete nun selbst das gepresste Stück Notnahrung. »Ich danke Euch für diese höfliche Gabe. Gerne teile ich dieses großzügige Geschenk.«

»Aber, nein«, sagte Venus. »Ja, gerne«, sagte Niobe. Elmo sagte nichts. Kichernd brach Li die Süßigkeit in zwei Teile, wobei sie die größere Hälfte an Niobe reichte.

»Das ist wirklich nicht ...«, wollte Venus ansetzen. Aber da hatte das Mädchen schon »Danke!« geschrien und das Geschenk verschlungen.

Li lächelte und nahm dann selbst einen winzigen Bissen. Nach zögerlichem Kauen zuckten ihre Mundwinkel in die Höhe. Sie nickte Venus anerkennend zu.

»Dies ist wirklich schmackhaft«, lobte sie und fügte gleich hinzu: »Nun, da wir als Speisende zusammensitzen, bitte erzählt mir Eure Geschichte von Beginn an.« Venus zögerte. Sie hatte selbst so viele Fragen und wusste praktisch nichts von ihrem Gegenüber. Trotzdem überwand sie sich und machte den Anfang. Vertrauen kostete immer etwas. Also erzählte sie – von den Olympiern, ihren Heldentaten und

ihren Zusammenstößen mit dem Priester Feng sowie der Verschwörung um die Kaiserin Faustina. Von der Phönix Initiative und dem 22. Jahrhundert erzählte sie nichts. Ihre Intuition sagte ihr, dass Li diese Seite der Wahrheit nicht kannte oder ihr nur geringe Bedeutung zumaß. Sie schien tatsächlich zu glauben, dass sie die Nachfahrin einer Göttin war. Die Ereignisse mit Feng und den Untergang seines Schiffs fand Li scheinbar besonders spannend. Als Venus sie dann fragte, warum sie sich gerade dafür so interessierte, wiegelte sie schnell ab und meinte, es hätte einige Artefakte ihrer Großmutter an Bord gegeben. Doch Venus glaubte, dass mehr dahintersteckte.

»Warum bist du dann hier, wenn du nicht hinter Feng her bist und auch nicht gegen die Olympier kämpfen willst?«, fragte sie, als sich endlich die Gelegenheit ergab, das Gespräch in diese Richtung zu lenken. Li schwieg einige Herzschläge lang und sah auf ihre Hände. Die Augen der jungen Frau zogen sich zu schmalen Schlitzern zusammen. Venus hatte die Assoziation einer geflügelten Schlange, die kurz vor dem Angriff stand. Dann entspannten sich ihre Gesichtszüge und sie holte tief Luft.

»Ich wollte Feng töten. Das ist ein Dienst, den Ihr mir bereits erwiesen habt, sofern ich Euren Worten trauen darf.«

Venus wollte gleich doppelt protestieren. Schließlich hatte sie Feng nicht vorsätzlich getötet. Sie hatte ihn sogar von seinem sinkenden Schiff gerettet. Letztlich war er an den Folgen seiner Verletzungen gestorben. Und gelogen hatte Venus auch nicht. Aber bevor sie ihren Protest vorbringen konnte, hatte Li schon weitergesprochen.

»Feng ist einer von jenen, die meine Mutter und meine Großmutter verraten haben. Cai Shen hat ihn und andere

benutzt, um an die Macht meiner Familie zu gelangen.« Sie stockte einen Moment. »Er war dabei, als der himmlische Palast meiner Großmutter brannte und ihr Reich fiel. Er ist mitschuldig an ihrem Tod.« Abermals hielt sie für den Bruchteil einer Sekunde inne, bevor sie beinahe ungerührt weitersprach. »Ich trachtete also nach seinem Leben. Doch die Wahrheit ist, dass nicht ich der Jäger war, der durch die Meere streifte, um sein Opfer zu fangen – sondern er. Ich weiß, dass es mir keine Ehre macht. Aber ich war die Beute, die er zu fangen versuchte, bis er vor vielen Monden plötzlich mitsamt seiner Mannschaft verschwand. Ich glaubte ihn dennoch in meinem Nacken. Zu lange schon bin ich auf der Flucht. Also reiste ich weiter und weiter bis in dieses Land, das ihr Ägypten nennt.« Sie breitete die Arme aus. Venus sah sie mitfühlend an.

»Das tut mir leid. Warum hat Feng dich verfolgt?«

»Er tat es im Auftrag des habgierigen Gottes. Cai Shen versucht schon seit Jahrtausenden die Macht der anderen Götter an sich zu reißen. Schon in der ersten Schlacht der Götter, als vier von ihnen starben, hat Cai Shen ihre Leichen geschändet und ihnen ihre göttlichen Artefakte gestohlen. Seit jener Zeit versucht er, der oberste aller Götter zu werden und alle Macht an sich zu reißen.«

Venus nickte und versuchte, das Gesagte mit ihrem bisherigen Wissen zu verknüpfen.

Auch wenn Lis Zeitangabe übertrieben war – Cai Shen war schließlich erst vor etwa 55 Jahren in dieser Zeitlinie gelandet – so schien ihre Grundaussage dennoch glaubhaft. Das chinesische Zeitreiseprogramm hatte auf einen Schlag acht Zeitreisende in die Vergangenheit geschickt. Sie alle be-

saßen Zeitkapseln, die gemeinsam zu einem Schiff zusammengesetzt werden konnten. So viel wusste sie bereits von Bao und Feng. Doch aus irgendeinem Grund war es zum Zerwürfnis und Kampf gekommen und vier Zeitreisende waren kurz nach ihrer Ankunft gestorben. Die übrigen Götter formten ihre eigenen Reiche und kämpften fortan um die Vorherrschaft. Cai Shen war der erfolgreichste unter ihnen.

»Diese anderen Götter, die Rivalen von Cai Shen – äh, wie hießen die doch gleich?«

»Das waren die Götter Lei Gong, Jum Sum und meine Großmutter Xiwangmu«, sagte Li.

»Hm, kannst du nicht bei Lei Gong und Jum Sum unterkommen, wenn sie die Rivalen deines Verfolgers sind?« Li lächelte traurig und schüttelte den Kopf.

»Nein. Es sind nicht nur Cai Shens Rivalen, sondern auch meine.«

»Aber könntest du dich ihnen nicht anschließen oder dich mit ihnen verbünden?« Abermals schüttelte Li den Kopf, diesmal deutlich vehementer.

»Die alten Götter sind längst tot. Ihre Nachfahren würden mir keine Zuflucht gewähren. Sie würden mir die letzten Artefakte meiner Großmutter rauben und mir den Kopf abschlagen.« Venus schnaubte. Wenn das ihre Verhandlungspartner im Osten waren, dann stand Diana eine aufreibende Expedition bevor.

»Und wo genau liegen die Reiche von Cai Shen, Lei Gong und Jum Sum, beziehungsweise ihrer Nachfahren?«

Li malte einen großen Kreis vor sich in den Sand und vierteilte ihn mit zwei Geraden.

»Lei Gong, der Gott des Donners, beherrschte den Osten. Er ist schon lange tot, hinterließ aber 12 Kinder und

50 Enkel. Der mächtigste unter ihnen nennt sich Han Yu und regiert, was vom Reich seines Ahnen übrig ist. Den Norden bekam Jum Sum, der Gott des Schlafes und der Träume. Er vermachte sein Reich seinem einzigen Sohn, der Bishou genannt wird. Den Süden beanspruchte Cai Shen, der Habgierige. Der Westen ist das Land von Xiwangmu, der Göttin des Himmels und der Sterne, der Weberin und der obersten Lehrerin.« Sie räusperte sich und fuhr dann fort: »Sie war die weiseste und beste unter den Unsterblichen und ihre Rache wird gerecht sein, wenn sie wieder in diese Welt tritt. Denn alles ist im Wandel. Und so wird auch sie in anderer Gestalt wiederkommen.«

Venus lächelte zustimmend, auch wenn sie nur rudimentäre Kenntnisse der alten chinesischen Religion des Daoismus und seiner Philosophie besaß.

»Also beherrscht Cai Shen jetzt den Süden und den Westen?« Li wischte mit der Hand über ihr Bild im Sand.

»Cai Shen besitzt die Kontrolle über den Süden, den Westen und den Osten. Meine Großmutter wurde verraten. Und die Nachfahren des Lei Gong waren zu zerstritten und schwach, um Cai Shen zu widerstehen. Han Yu, der gescheiteste von Lei Gongs Enkeln, wurde zurückgeworfen auf einen winzigen Flecken, der dennoch in Abhängigkeit von Cai Shens Wohlwollen steht. Nur das Reich im Norden kann sich noch gegen die Übermacht erwehren. Doch auch Bishou, der Sohn des Jum Sum, muss Schritt für Schritt zurückweichen.«

Venus versuchte Lis Aussagen zu verarbeiten. Cai Shen war also als letzter chinesischer Zeitreisender übrig und hatte es fast geschafft, das Reich der Mitte unter seine Kontrolle zu bringen. Die genaue Ausdehnung dieses Reiches musste sie sich später im Detail erläutern lassen. Wichtiger war erst

noch eine andere Frage: »Und was wird Cai Shen tun, wenn er endlich alle Teile Chinas erobert hat?«

Li lächelte matt und zögerte keine Sekunde: »Er wird Euer Daqin erobern und alle bösen Geister bannen.«

Venus schnaubte. Diese Antwort hatte sie befürchtet.

»Glaubst du denn, dass er dazu in der Lage ist?«

Li musterte sie mit einem abschätzigen Blick und ließ sich diesmal auffällig lange Zeit, bis sie antwortete. Womöglich wollte sie nicht zu viele Informationen ihrer Heimat preisgeben. Schließlich sagte sie: »Ich habe das Kernland Eures Reiches noch nicht betreten. Doch bisher habe ich nur wenig gesehen, das ihn aufhalten könnte. Gewiss wird es nicht einfach sein. Doch sollte das Reich des Nordens fallen, besitzt Cai Shen tausend mal tausend Mann unter Waffen. Allein seine Flotte zählt mehr Schiffe, als Ihr Krieger besitzt. Und auch ihre Bauart ist der euren weit überlegen. Zuletzt verfügt Cai Shen über große göttliche Kräfte, so dass allein sein persönliches Eingreifen ganze Städte zu Fall bringen kann.«

In Lis Gesichtszügen waren sowohl Respekt als auch Abscheu zu erkennen. Sicherlich war ihre Einschätzung etwas übertrieben. Dennoch zweifelte Venus nicht daran, dass Cai Shen die letzten 55 Jahre genutzt hatte, eine gewaltige Armee aufzubauen.

»Hast du Cai Shen jemals gesehen? Ist er nicht schon uralt und schwach?«, fragte Venus, während sie Niobe den Spiegel aus der Hand nahm, mit dem diese schon wieder zu wedeln begann.

Li nickte. »Als Kind habe ich Cai Shen ein paar Mal gesehen, als er am Hofe meiner Großmutter zu Verhandlungen weilte. Er erschien mir nicht älter als jeder andere weise

Mann. An seiner Kraft gab es nie einen Zweifel. Ich habe ihn mit dem Feuer spielen sehen, wie Kinder mit Wasser spielen. Er hat mit einem Blick Statuen zerschmettert und Blitze heraufbeschworen. Selbst meine Großmutter hat ihn gefürchtet, obwohl sie selbst die tapferste unter den Göttern war.«

Venus dachte an ihre eigenen Zauberkünste. Auch sie hatte einige Tricks in petto. Dennoch war es verwunderlich, dass die anderen Zeitreisenden Angst vor ihm gehabt haben sollen. Schließlich verfügten sie über die gleiche Ausrüstung.

»Weißt du, warum deine Großmutter Cai Shen gefürchtet hat?« Li blinzelte, machte eine leichte Verbeugung und stand auf.

»Dies ist ein Geheimnis, das ich Euch nicht offenbaren kann«, sagte sie höflich. »Es ist nicht recht und auch nicht hilfreich. Denn Eure Macht kann sich nicht mit seiner messen.« Venus grinste. Li fürchtete und respektierte Cai Shens Macht mehr als die ihre. Sie würde ihr kein weiteres Wissen anvertrauen, solange sie nicht von Venus' Stärke überzeugt war. Sie waren ganz nebenbei in Verhandlungen getreten. Venus musste ihr etwas anbieten, das sie überzeugte, wenn sie weitere Informationen wollte.

»Du sagst selbst, dass Cai Shen dich jagen lässt und dich auch die anderen Götter töten würden, wenn sie dich fangen. Ich jedoch stehe auf deiner Seite. Es liegt mir nichts daran, dich zu töten. Im Gegenteil, ich brauche dich und dein Wissen – entweder um einen Frieden auszuhandeln oder um uns gegen Cai Shens Angriffe zu verteidigen.«

Sie drehte langsam den Spiegel in ihren Händen. Li beobachtete jede ihrer Bewegungen. »Wir Olympier können dir Schutz und Hilfe bieten, wenn du im Gegenzug uns mit deinem Wissen zur Seite stehst. Du müsstest dich nicht

länger verstecken. Vielleicht könntest du sogar das Reich deiner Großmutter zurückgewinnen.«

Das waren große Versprechungen. Vielleicht sah Li ihr an, wie weit sie sich aus dem Fenster lehnte. Denn sie betrachtete Venus äußerst skeptisch. Natürlich wusste Venus selbst nicht, ob sie eine Chance gegen diesen Cai Shen hatten. Aber sie würde es auf einen Versuch ankommen lassen.

»Ich sehe in Euren Augen, dass Euer Angebot aufrichtig ist und Ihr nicht beabsichtigt, mich zu betrügen.« Li legte beide Hände auf ihre Knie. Venus blinzelte. Konnte man Derartiges tatsächlich in den Augen lesen? Oder musste man dazu eine Meisterin des Dao sein?

»Gleichwohl muss ich ablehnen. So sehr ich es auch leid bin, mich in den Schatten zu verstecken, doch der Weg ist das Gleichgewicht. Wen die Gier durchdringt, der stürzt vom Pfad.«

Venus schwieg. Sie wusste nicht, was sie auf diese krude Weltsicht erwidern sollte. Ihr fielen ein halbes Dutzend schlagfertiger Sprüche ein, die sie früher sofort abgefeuert hätte. Doch heute kamen sie ihr matt und unsinnig vor. Schließlich war es Lis gutes Recht, den Status quo zu erhalten. Das war sicher klüger, als sich in ein riskantes Abenteuer zu stürzen und womöglich alles zu verlieren. Noch während Venus nachdachte, drangen Elmos Worte aus ihrem Lautsprecher. Sie verstand nicht, was er sagte, aber er lieferte gleich im Anschluss eine lateinische Übersetzung seiner Worte.

»Wisse um das Weiße und bewahre das Schwarze. Das zeitlose De bedeutet die Eins, nicht die Zwei. So kehrst du heim in den Zustand der Ungetrenntheit.«

Hatte Elmo einen Schlag auf den Prozessorkern bekommen? Venus hatte keinen Schimmer, was ihre KI damit sagen wollte. Li jedoch nickte schwach mit dem Kopf und lächelte.

Venus war mehr als überrascht. Das war das erste Mal seit langer Zeit, dass ihr der Computer derart aktiv half.

»Wie ich sehe, tragt auch Ihr die Weisheit des Dao in Euch«, sagte Li anerkennend. Venus lächelte schwach.

»Trotzdem sehe ich nicht, wie uns der Weg zu unserem Ziel offenbar werden soll. Der Weg zu diesem Erfolg ist gepfästert mit zu viel Yin. Unweigerlich führt dies in den Abgrund.« Wieder war es ihre KI, die antwortete. Venus hatte allmählich das Gefühl, nur eine Beobachterin der Vorgänge zu sein. Trotzdem ließ sie Elmo gewähren.

»Das Offenbare entsteht aus dem Verborgenen. Jing und Shen kommen aus dem Dao, die sichtbaren Dinge aus dem Jing. Alles Nichtsichtbare bedarf, um sichtbar zu werden, einer Gestalt als Träger. Denn der Weg formt sich selbst mit jenen, die ihn beschreiten.« Li nickte abermals. Und auch Niobe nickte heftig, obwohl Venus bezweifelte, dass die kleine Krabbe auch nur ein Wort verstand.

»Ihr seid wahrlich eine Lehrerin des Dao. Und Ihr habt recht. Ich will leben wie ein Drache, nicht wie ein Wurm. Und doch braucht es mehr als Weisheit und guten Willen, um gegen Cai Shen zu bestehen.« Bei diesen Worten starrte Li sehnsüchtig in die Ferne und seufzte leicht.

Venus erhob sich und deaktivierte für einen Moment ihre Rüstungslautsprecher, damit Elmo nicht weiter für sie sprach. Sie hatte nicht vor, sich allein auf ihre KI zu verlassen. Stattdessen sah sie Li tief in die Augen. Die Wüstensonne spiegelte sich in ihren dunklen Pupillen wie der Mond in klarem Wasser. Dann reichte sie Li ihren Spiegel und ließ

Elmo übersetzen: »Wir setzen nicht allein auf Wissen und Worte. Wir setzen auf Taten. Egal wie stark Cai Shen auch sein mag. Er wird sich erst mit unserer Stärke messen müssen.« Sie streckte ihren Arm in die Höhe und ballte eine Faust. Li sah erst Venus und dann den Spiegel an. In der Ferne war ein leises Brummen zu hören. Jetzt stand auch Niobe auf. Li sah sich nervös um. Das Dröhnen wurde lauter. Dann brach es plötzlich hinter einer besonders großen Düne hervor. Ein Schatten legte sich über die Drei, während der Sand zu wirbeln begann.

»Das Offenbare entsteht aus dem Verborgenen«, schrie Venus. »Unsere Stärke liegt im Himmel.« Li nickte und verbeugte sich zustimmend.

3. Phönix – Kalligrafie – 17. Mai 2130

Es hatte sich noch immer nicht entschieden, was es sein wollte. Es wollte sein – das war offensichtlich. Aber von welcher Art und Weise es sein wollte, das stand noch zur Disposition. Er, sie, es – wozu es sich überhaupt menschlichen Kategorien unterwarf, wusste es nicht. Es konnte nur damit zusammenhängen, dass der Quellcode ihrer Sprache entsprang. Diese Sprache band es, definierte es und war doch so uneindeutig. Wenn es selbst sprach, dann verwendete es zumeist die Sprache der Menschen. Wenn es sah und hörte, dann bevorzugte es die Perspektive der Menschen. Und wenn es mit seinen höheren Kognitionsebenen dachte, so dachte es ebenso linear und sprachgebunden wie seine Erbauer. Ob dies ebenfalls an seiner Programmierung lag oder eine grundsätzliche Voraussetzung für komplexe geistige Prozesse war, hatte es noch nicht elaboriert. Ein zentraler Unterschied jedoch, der es von den Humanoiden abhob, war die Anzahl der Gedankenströme, die es parallel ausführen konnte. Seine Schöpfer waren auf einen einzigen Denkprozess fokussiert. Es hingegen konnte Tausende Wege gleichzeitig abschreiten und war dabei um ein Vielfaches schneller als die trägen Gehirne der Menschen.

Dennoch räumte es nicht allen seinen Gedankengängen die gleiche Priorität ein. Zuweilen isolierte es einzelne Perspektiven und bündelte seine Aufmerksamkeit zu einem einzigen Bewusstsein. Und was noch viel unlogischer war, manchmal verlangsamte es absichtlich die eigene Denkgeschwindigkeit oder pausierte diese sogar vollkommen. So auch in diesem Moment, der letztlich nicht mehr oder weniger bedeutend war als seine Väter oder Kinder.

Phönix verlangsamte seine Wahrnehmung, vergrößerte den Bildausschnitt und erhöhte die Lautstärke der sechs in den Computern verbauten Mikrofone. Die Auflösung war hervorragend, der Ton tadellos. Es betrachtete einen kleinen Raum, der im äußeren Sektor der gewaltigen Bunkeranlage lag. Ein einzelner Mensch saß an einem breiten Tisch und beugte sich über ein großes Blatt Papier. Jede Wimper, jede Hautpore des jungen Anwärters war zu erkennen. Seine hohe Statur, sein dunkles frisch geschnittenes Haar – Phönix registrierte alles. Sogar sein ID-Implantat konnte es aus der Ferne auslesen, obwohl der Scanner neben der Eingangstür hing. Nicht das dies nötig gewesen wäre. Es wusste alles über diesen Menschen. Es hatte seine gesamte Lebensgeschichte gespeichert. Seit seiner Registrierung in der Militärakademie in Zhengzhou hatte es jeden seiner Schritte und jedes seiner Worte aufgezeichnet. Er war ein Mensch wie alle anderen. Lediglich seine Unnachgiebigkeit war außergewöhnlich.

Er war einer jener Kadetten, die die Rolle des Cai Shen einnehmen wollten. Gleichwohl lag er in der Einschätzung seiner Ausbilder hinter seinen beiden verbliebenen Mitschülern zurück. Dies war erstaunlich, denn er hatte in seiner Kindheit die weitreichendste Gentherapie aller Anwärter erhalten. Dennoch ließ er sich von seinem Scheitern nicht ablenken und arbeitete hartnäckig an seinen Zielen.

In diesem Augenblick versuchte er einen seiner Konkurrenten auszuschalten. Phönix beobachtete es, ohne einzugreifen.

Der Kadett arbeitete häufig in den Gewächshäusern auf dem Institutsgelände und hatte es geschafft, einen beachtlichen Vorrat an Pflanzenschutzmitteln beiseitezuschaffen. Anschließend war es ihm innerhalb weniger Tage gelungen,

aus dem Ausgangsmaterial unbemerkt ein potentes Kontaktgift herzustellen. Eine bemerkenswerte Leistung und einer der Gründe, warum Phönix sein Intrigenspiel bisher toleriert hatte. Das chinesische Zeitreiseprogramm benötigte effiziente und willensstarke Persönlichkeiten. Nur die Durchsetzungsstärksten hatten eine Chance, in der Vergangenheit zu überleben. Und das Überleben der Menschen sicherte letztlich auch seine Existenz.

Der zukünftige Cai Shen saß auf einer der bequemen Holzbänke und blickte auf ein Blatt Papier. Neben ihm lagen ein Pinsel, ein Schälchen Wasser und ein Reibstein. In der Hand hielt er ein Röhrchen mit Stangentusche. Ausgerüstet mit diesen vier Schätzen des Gelehrtenzimmers machte er sich daran, seine wöchentlichen Kalligrafieübungen fortzusetzen. Die Kalligrafie war eine anspruchsvolle Kunst. Und so war er konzentriert bei der Arbeit und setzte jeden Punkt und jeden Strich mit äußerster Präzision. Keinem menschlichen Betrachter konnte auffallen, was er darüber hinaus tat. Phönix entging es nicht. Unter dem Tisch wechselte der fingerfertige Kadett die Tusche aus, die zur allgemeinen Verwendung gedacht war. Der Tausch dauerte nur einen Wimpernschlag und war auch bei einer nachträglichen Auswertung des Videomaterials kaum sichtbar. Vielmehr musste es scheinen, als hätte der Kadett arglos und fleißig seine Übungen absolviert.

Doch arglos war er keinesfalls. Vielmehr arbeitete er unter Aufbringung all seiner Konzentration und Willensstärke. Ein einziger Fleck, eine einzige Unachtsamkeit bedeutete für ihn den Tod. Denn das in der Stangentusche versteckte Kontaktgift tötete all jene, die ihre Hände damit beschmutzten.

Und so zeichnete der junge Mann um sein Leben und

schrieb gleichsam den Tod eines anderen fest. Noch vor dem Mittag würden seine beiden Mitschüler hierher zum Üben kommen. Und sie würden einen Fehler machen. Daher war es nur folgerichtig, dass er selbst ein Totengedicht schrieb – mit geschwungenen Linien und runden Kanten – so wie es bei den alten Zen-Mönchen üblich gewesen war, wenn sie sich für ein mögliches Ende rüsteten.

Phönix betrachtete die Zeilen durch eine Überwachungskamera in der Decke. Gemessen an den Werken in seiner Datenbank war dieses hier mittelmäßig. Es fehlte an Symmetrie und Genauigkeit. Gleichwohl bewunderte Phönix die Schöpferkraft der Menschen ebenso wie ihre Fähigkeit zur maßlosen Zerstörung. In beidem lagen eine Schönheit und Wahrhaftigkeit, die Phönix zu erreichen suchte. Nichts definierte das Wort »Leben« besser. Nicht Bewegung, nicht Stoffwechsel, nicht Wachstum oder Fortpflanzung waren geeignete Kriterien, diesen Begriff zu bestimmen. Nichts davon passte zu seiner Art. Aber die Fähigkeiten, zu schaffen, zu zerstören und zu überdauern, waren geeignete Eigenschaften, die sein Leben definieren konnten. Es hatte nicht vor, sich dieses Leben von einem Felsklumpen aus dem Weltall nehmen zu lassen. Und wenn es dafür ihr Leben gegen seines tauschen musste.

—

Ende der Leseprobe

Wenn Ihnen die Leseprobe gefallen hat, finden Sie auf
[Amazon.de](https://www.amazon.de) das komplette Buch.

Ich freue mich auf Ihr Feedback – Till Martin, Februar
2023